

Mixas Albtraum

Von Birgit Schreiber, Emma, 01.03.2010

Eike Fennemann kennt sie alle, die Vorurteile, die blöden Witze, die Gemeinheiten gegen Lesben, Schwule, Bisexuelle, all die Sprüche, die Männer nach dem vierten Bier loslassen, wenn die Selbstkontrolle schwindet oder einfach, weil ein paar Frauen an der Bar stehen. Und er kennt auch die Urteile über lesbische und schwule Eltern: „Die kann man doch keine Kinder erziehen lassen“, hat mal ein türkischer Kollege in dem Hamburger Designhotel gesagt, in dem Eike Fennemann nachts als Barkeeper arbeitet. „In was für einer Welt lebst Du denn?“ fuhr Fennemann den Sprüchemacher an: „Weißt Du eigentlich, was Du da sagst?“

Der Barmann weiß, wovon er redet. Im Gegensatz zu den Männern in der Bar, denen er nachts immer mal wieder die Meinung sagen muss. Eike Fennemann ist Experte für Schwule, Lesben und ihre Familien, er kennt sie von innen, von außen, er nennt sich „ihren Fan“.

Als Eike Fennemann neun Jahre alt war, trennten sich seine Eltern. Drei Monate später legten seine Mutter und ihre Freundin ihre Familien zusammen. Die nächsten drei Jahre verbrachte der Junge mit seinen beiden Müttern, den Geschwistern Max, Lena und dem neuen Bruder Fabian. Doch die Trennung vom Vater schmerzte, und die Konflikte mit der Stiefmutter wuchsen – nicht „weil sie lesbisch war und seine Mutter liebte“, sondern weil sie ihm, „dem Chaoten der Familie“ nicht alles durchgehen ließ, sagt Fennemann. Als er zwölf Jahre alt war und seine Versetzung gefährdet, blieb er nach den großen Ferien beim Vater und dessen neuer Frau. Als er Anfang 20 war, nahm er den Kontakt zu seiner Mutter wieder auf. Jetzt ist Fennemann 29 Jahre alt, und wenn er Probleme hat – etwa mit seiner Freundin – ruft er zuerst seine Mutter an, weil die ihm „auch unbequeme Wahrheiten nicht erspart“. Und wenn Feste anstehen, Weihnachten zum Beispiel, fährt er selbst nachts nach dem Dienst von Hamburg nach Düsseldorf, um mit seinen zwei Müttern und drei Geschwistern zu feiern, weil „die Familie für mich jetzt das Wichtigste ist“.

Die Familie, die Eike Fennemann so schätzt, nennen viele heute eine „Regenbogenfamilie“, auch wenn der Barkeeper und seine Geschwister den Begriff für ihre „ganz normale Familie“ zu „idyllisch“ finden. Laut einer wissenschaftlichen Definition, die Elke Jansen vom Lesben- und Schwulenverband Deutschland (LSVD) anführt, gehört zu diesen Familien „mindestens eine Person, die lesbisch oder schwul ist und ein Kind erzieht“. Der „Trend zum Kind“, der vor etwa 20 Jahren bei den Lesben einsetzte, hält an und erfasst seit einiger Zeit auch schwule Männer. Das stellt Elke Jansen in ihren Beratungen fest und wird durch eine Studie aus Nordrhein-Westfalen bestätigt, nach der sich schon Ende der 90er Jahre fast jede zweite Lesbe und jeder dritte Schwule unter Zwanzig ein Leben mit Kindern vorstellen konnte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zwar wachsen noch 80 Prozent der 21 Millionen Kinder in Deutschland mit Vater und Mutter in der traditionellen Kernfamilie auf, doch die Scheidungsrate steigt, und mit ihr die Zahl der zweit häufigsten Familienform, der Einelternfamilien und der Patchworkfamilien, zu denen auch viele schwule und lesbische Familien zählen. Wie viele Homosexuelle in Deutschland tatsächlich Kinder erziehen, ist schwer zu ermitteln: Viele geben sich bei Befragungen nicht zu erkennen, und auch Alleinerziehende werden in der jährlichen Bevölkerungsstichprobe, im Mikrozensus, nicht berücksichtigt. Familienforscher Bernd Eggen vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg kam im Jahr 2007 auf seine bislang höchste Schätzung, auf 30.000 bis 35.000 Kinder, die in schwul-lesbischen Familien aufwachsen.

Lange lebten diese Kinder mit ihren Müttern und Vätern in einer Nische der Gesellschaft – abseits vom Mainstream und auch vom Großteil der homosexuellen Szene. Jetzt profitieren sie von der Politik der Familienministerin Ursula von der Leyen, von einer Justizministerin, die ihren Anliegen aufgeschlossen gegenüber steht und einer gesellschaftlichen Aufwertung der Familien. Seit dem 1. August 2001 können gleichgeschlechtliche Paare ihre Partnerschaft eintragen lassen und haben einen Teil der Rechte erworben, die heterosexuelle Ehepaare genießen. Seit dem 1. Januar 2005 hat sich auch die Stellung ihrer Kinder und die der Co-Eltern verbessert: Eingetragene Partner können die leiblichen Kinder ihrer Frau, ihres Mannes adoptieren.

Die gestiegene Anerkennung durch die Politik hat aber auch ihre Schattenseiten.

Sie provoziert Widerspruch bei den Traditionalisten in Kirche, Politik und Wissenschaft. Der Augsburger Bischof Walter Mixa, bekannt durch seine Anschuldigung, Ursula von der Leyen „degradiere“ mit ihrer Familienpolitik Frauen zu „Gebärmaschinen“, glaubt, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften „niemals Ehen und Familien oder der geeignete Rahmen für das Aufwachsen von Kindern sein“ könnten. Augsburgs Generalvikar Josef Heigl ist der Ansicht, dass schon Homosexualität ein „schwerer Verstoß gegen das natürliche Gesetz der Schöpfungsordnung“ sei. Die Meinung, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften keine rechtliche Anerkennung erfahren dürften, teilen auch die bayerische Landesregierung und der Freistaat Sachsen. Sie versuchten, im Jahr 2001 beim Bundesverfassungsgericht eine einstweilige Anordnung gegen die eingetragene Lebenspartnerschaft zu erwirken, aus Angst, der im Grundgesetz verankerte Status der heterosexuellen Ehe sei gefährdet – vergeblich. Nun soll ein Normenkontrollantrag beim Bundesverfassungsgericht die Stiefkindadoption kippen.

Es ist ein anachronistischer Streit, den die Politiker und Kirchenvertreter hier führen, Er wird ausgetragen auf dem Rücken von Eltern, die fürchten, ihre Rechte und Kinder wieder zu verlieren. Er negiert die Erkenntnisse von Wissenschaftlern und die Erfahrungen der wahren Experten, der Eltern und Kinder in schwul-lesbischen Familien.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Soziologen Judith Stacey und Timothy J. Biblarz haben 21 der überwiegend anglo-amerikanischen Studien über die so genannten Regenbogenfamilien neu bewertet – und bestätigen viele positive Befunde: Homosexuelle Mütter und Väter sind ebenso geeignet, Kinder zu erziehen, wie heterosexuelle Paare. Ihre Kinder entwickeln sich emotional, sozial und psychosexuell ebenso gut wie ihre Peers aus traditionellen Familien. Das heißt auch, dass Kinder aus diesen Familien die zu ihrem biologischen Geschlecht passende Identität als Mann oder Frau entwickeln und nicht häufiger als Kinder mit heterosexuellen Eltern lesbisch oder schwul werden.

Die American Psychological Association kommt zu einem sehr ähnlichen Urteil: „Die Anpassungsfähigkeit, die Entwicklung und das psychologische Wohl von Kindern hat nichts mit der sexuellen Orientierung der Eltern zu tun“.

Und auch die Kinder selbst scheinen sich in ihren ungewöhnlichen Familien nicht benachteiligt, sondern wohl zu fühlen. Die deutsche Soziologin Uli Streib-Brzic und die Sozialpädagogin Stefanie Gerlach haben 36 Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit lesbisch-schwulen Eltern getroffen und ihre Gespräche veröffentlicht. Die meisten Interviewpartner widersprechen dem Urteil moralisierender Politiker und Kirchenvertreter. Viele Kinder sagen, dass sie sich von ihren Eltern unterstützt fühlen und glauben, souverän mit Provokationen umgehen zu können.

Eike Fennemann, der Barkeeper aus Hamburg, findet, dass alle Eltern sich von seinen beiden lesbischen Müttern „eine Scheibe abschneiden sollten: Meine Mütter leben nicht nebeneinander her, sie pflegen Werte wie Zusammenhalt und Verlässlichkeit. Wenn ich mal so eine Familie hätte, dann hätte ich was richtig gemacht“.

Viele Kinder mit lesbischen und schwulen Eltern denken wie Fennemann. Und die meisten der knapp 100 wissenschaftlichen Studien, die seit den 80er Jahren entstanden, geben ihnen Recht. Die Kinder seien einfühlsamer und toleranter gegenüber anderen Menschen, und lernten einen partnerschaftlicheren Beziehungsstil als viele Kinder in traditionellen Familien. Stacey, Biblarz und Forscher wie Bernd Eggen glauben das auch, kritisieren aber, dass die Stärken der Familien immer noch sehr betont werden müssen – und lesbische und schwule Eltern damit besonders unter Druck geraten. Wissenschaftler sollten statt dessen Unterschiede erforschen und als Beitrag zur Familienvielfalt betrachten.

Die Zweifler und Kritiker wird auch das nicht überzeugen, sie polemisieren weiter und in ihren Manifesten findet sich neben trotziger Meinungsmache eine Frage, die auch viele Lesben beschäftigt, die eine Familie gründen wollen. Die Frage lautet: Wie viel Vater braucht ein Kind, um zu gedeihen? Und was für einen Vater?

Freidorf, das ist der Name eines kleinen Ortes bei Bremen, eines sehr idyllischen Ortes, der bei Besuchern Erinnerungen an Astrid Lindgrens Bullerbü wachruft. 74 Erwachsene und 16 Kinder wohnen in alten Bauernhäusern, umgeben von grünen Hügeln, alten Bäumen, Wiesen mit Kühen, Pferden, und dazwischen sind Hunde zu sehen, die über Sandwege hetzen und Fremde laut bellend ankündigen. Hier leben Corry Bünger, 40, und Tanja Elbrecht, 38, mit ihren Töchtern, Tabea und Laura. Die Frauen sind seit 13 Jahren ein Paar und haben sich in Freidorf ihren Traum vom

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Familienleben auf dem Lande verwirklicht, „in dem viele schmutzige Stiefel vor der Haustür vorkommen“.

Die Familie Büniger-Elbrecht gehört zur zweiten Generation lesbisch-schwuler Eltern, zur rasch wachsenden Gruppe von Frauen, die ihre Kinder nicht aus einer beendeten Hetero-Beziehung in die neue Familie importieren, sondern sich ihren Kinderwunsch mithilfe einer Samenspende erfüllen.

Diese neue Freiheit bringt eine neue und weit reichende Entscheidung mit sich. Frauen wie Corry Büniger müssen wählen, welche Art Vater sie für ihre Wunschkinder wollen. Einen unbekanntem aus der Samenbank oder einen, den sie den Kindern irgendwann einmal präsentieren können, präsentieren müssen, wenn die Kinder nach ihm fragen. Beide Varianten haben Vorteile, beide haben Nachteile.

Corry Büniger und Tanja Elbrecht aus Freidorf haben sich für die Variante mit dem bekannten Vater entschieden, und ihr Modell funktioniert recht ordentlich. Die Kinder, zwei Mädchen, wurden innerhalb weniger Wochen mit dem Samen desselben Mannes gezeugt. Tanja brachte Laura zur Welt. Corry ist die Mutter von Tabea. Die Geburtstage der Mädchen liegen nur eine Woche auseinander. Der Vater besucht beide Partys, kommt mit Geschenken zu Weihnachten und hält sich ansonsten aus der Erziehung heraus. Das Familienmodell funktioniert, so erklären es die Mütter, weil der Vater ihrer Töchter verheiratet ist und noch ein weiteres Kind hat. Und es funktioniert, weil Freidorf zwar ländlich ist, aber nicht konservativ. Es gibt in der Umgebung eine ganze Reihe anderer Lesben und bodenständige Nachbarn, die das Paar und die Kinder bei silbernen Hochzeiten und beim Erntefest willkommen heißen. „Beim Schützenfest durften wir mit den Jungs aus dem Dorf im Cabrio mit fahren“, erzählt Tabea stolz. Ihre Schwester Laura ist von der familiären Grundkonstellation nicht so überzeugt. Sie würde ihren Vater gerne öfter sehen: „Er fehlt mir manchmal.“ Ihre Mutter bestätigt das: „Laura braucht mehr männliche Bezugspersonen als Tabea.“

Ähnlich wie die Lösung der Büniger-Elbrechts sieht die von Constanze Körner aus, die das Projekt Regenbogenfamilien beim Lesben- und Schwulenverband Berlin-Brandenburg leitet. Doch weil neben den Müttern quasi auch der Vater zur Familie gehört und viel Verantwortung für den gemeinsamen Sohn übernimmt, ist ihr Leben in mancher Hinsicht komplizierter. An vielen Wochenenden kümmert er sich um den Dreijährigen, während der Woche sind die Mütter für ihn zuständig. Körners Frau, die leibliche Mutter, hat das große Sorgerecht, der Vater das Umgangsrecht, für die Co-Mutter bleibt nur – so will es das Gesetz – das kleine Sorgerecht übrig. Nur im Einvernehmen mit der Mutter kann sie beim Kinderarzt eigene Entscheidungen treffen oder im Kindergarten bei der Elternversammlung abstimmen. Nur im Notfall und wenn ihre Partnerin nicht verfügbar ist, kann sie über medizinische Eingriffe entscheiden.

Um die Co-Mutter mit mehr Rechten auszustatten, mit Rechten, die nach Körners Empfinden ihre Rolle in der Familie angemessen widerspiegeln, müsste der Vater sie abtreten, müsste er auf die Verwandtschaft mit seinem Sohn verzichten. Das will keiner

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der drei Eltern. Denn auch der Sohn würde dabei verlieren: sein Erbrecht und ein Recht auf Unterhalt durch den Vater. Also verzichtet Constanze Körner auf die Stiefkindadoption und auf die rechtliche Gleichstellung mit der leiblichen Mutter. Eine Lösung für ihr Problem – und das vieler anderer Mehrelternfamilien – gäbe es möglicherweise in England. Dort kann die „Parental Responsibility“ auf verlässliche Bezugspersonen wie etwa die Großeltern ausgeweitet werden – ohne dass Vater oder Mutter ihr Sorgerecht einbüßen. In Deutschland ist das nicht möglich.

Mit diesem Problem müssen sich Lisa und Monika Herrmann-Green nicht auseinandersetzen. Die beiden Frauen aus Konstanz haben auch eine Familie gegründet, aber sie haben sich für die Variante mit dem unbekanntem Vater entschieden und waren eines der ersten Paare in Deutschland, die ihre Kinder durch eine Samenspende von einer Samenbank bekamen. „Am Anfang gab es gar keine Informationen, und wir haben Jahre gewartet, bis wir Kinder bekommen haben“, sagt Lisa Herrmann-Green. Sie berät jetzt selbst seit zwölf Jahren Lesben, die ein Kind bekommen möchten, und hat über die „Familiengründung mithilfe von donogener Insemination“, d.h. mit dem Samen eines unbekanntem Spenders, promoviert.

Mittlerweile sind ihre Kinder 13, neun und sechseinhalb Jahre alt. „Es wäre okay, was über meinen Vater zu erfahren“, sagt die erstgeborene Lena. „Aber wirklich nötig ist es nicht“, findet sie, denn Großväter, Patenonkel und der Vater der besten Freundin genügen ihr als männliche Bezugspersonen. Lisa Herrmann-Green ist froh, dass ihre Tochter so urteilt, sie sieht es genauso, und hält es außerdem für denkbar, dass sich Kinder mit unbekanntem Spendervater sicherer entwickeln, als jene, die später Kontakt suchen und womöglich enttäuscht sind. „Hier stehen Studien noch aus“, sagt die Psychologin.

An den so genannten Normalfamilien orientiert sich niemand in der Familie Herrmann-Green: Sie sehen sich selbst als Regenbogenfamilie. Die Greens engagieren sich dafür, dass die Vielfalt, die ihre Familie verkörpert, anerkannt wird und marschieren – Flagge schwenkend – beim Christopher Street Day in Konstanz mit. „Das macht wirklich Spaß“, sagt Lena. Und allem Anschein nach auch stolz: Als die Mütter in Lenas Schulklasse Fragen zu ihrer Familie beantworten wollten, waren sie auf Kritik gefasst. Die aber blieb aus. Lena hatte die Kinder schon über ihre Herkunft informiert: „Ich bin durch Insemination, durch eine Samenspende von einer Samenbank gezeugt – genauso wie mein Geschwister.“

Den Stolz auf diese Art von Familie dürften Bischof Walter Mixa und die anderen Traditionalisten für höchst unangemessen halten, aber sie müssen sich damit arrangieren. Sie haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten viele Rückschläge hinnehmen müssen, zuletzt wurde das Erbrecht zugunsten eingetragener Lebenspartner reformiert, das Steuerrecht könnte als nächstes folgen. Dann bleibt nur noch ein Bollwerk, das die Konservativen verteidigen können, die Adoption. Sie ist das letzte Tabu, die letzte Grenze, die überwunden werden muss, bevor Lesben und Schwule – zumindest vor dem Gesetz – als vollwertige Eltern anerkannt sind. Aus diesem Grund

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wird der Streit bissiger und die Argumente schärfer, wenn über dieses Thema diskutiert wird, in Deutschland und auch im Ausland. Bis heute ist die gemeinsame Adoption in Deutschland nur gemischtgeschlechtlichen Paaren und Alleinstehenden gestattet. Und auch in vielen anderen Ländern wird sie Homosexuellen erst dann gewährt, wenn sie die meisten mit der Ehe verbundenen Privilegien schon erhalten haben.

Leidtragende dieses letzten großen Tabus sind nicht nur die direkt betroffenen Paare. Mit dem Vorurteil, nur Hetero-Eltern seien richtige Eltern, müssen sich Homosexuelle auch herumschlagen, wenn sie ein Pflegekind aufnehmen möchten oder aber das Kind ihres Partners, ihrer Partnerin adoptieren wollen. Wohnen Paare, die eine Stiefkindadoption beantragen, in Berlin, können sie sich meist glücklich schätzen. Dort können sie in der Regel nach sechs Monaten mit einer Entscheidung rechnen. Eine Umfrage des LSVD bei 71 Gerichten und Jugendämtern ergab, dass diese Verfahren in Norddeutschland und München meist ein Jahr dauern – noch schlimmer ist es in Köln, der deutschen Lesben- und Schwulenhochburg. Dort kann die Entscheidung auch schon mal zwei Jahre auf sich warten lassen. Und geraten die Eltern an eine verbohrt Sachbearbeiterin, wird das Ganze ein Albtraum.

Für Renate und Ines E. begann der Albtraum im Februar 2005.

Ihre Tochter Marlene war wenige Wochen alt, als ihre Mütter für sie beim Jugendamt Köln die Stiefkindadoption beantragen wollten. Das erste Gespräch mit der zuständigen Sachbearbeiterin endete mit einem Schock: „Die Frau behauptete, unsere Tochter habe ein Anrecht auf ihren Vater: Schon am Wickeltisch müsse man ihr seinen Namen immer wieder vor sprechen“, erinnert sich Renate E.. Die Sachbearbeiterin habe strikt die heterosexuelle Norm angelegt und sich geweigert, die Situation eines lesbischen Paares mit Wunschkind zu verstehen. Die Versicherungen der Mütter, dass der Vater anonym bleiben und keine Verpflichtungen wolle, blieben vergeblich. Ebenso ihre Beteuerungen, keine Unterhaltsansprüche zu stellen. Alle Appelle, die Stiefkindadoption zügig zu bearbeiten, damit ihr Kind nicht zur Waise würde, sollte der leiblichen Mutter vor Ablauf des Verfahrens etwas zustoßen, blieben ohne Wirkung. Weil die E.s den Namen des Samenspenders nicht preisgaben, wurde das Verfahren auf Eis gelegt. Erst als der Vater notariell bestätigte, dass er alle Rechte und Pflichten gegenüber seinem Kind abgelegt habe, wurde das Verfahren wieder aufgenommen, und am 21.6.06, fast eineinhalb Jahre nach dem ersten Gespräch im Jugendamt, stimmte das Vormundschaftsgericht Köln dem Antrag der E.s endlich zu. Mittlerweile haben die E.s ihr zweites Kind per Stiefkindadoption angenommen – in nur knapp neun Monaten: „Wir waren souveräner, und die Sachbearbeiterin kannte mittlerweile den Namen des Vaters“, sagt Renate E..

Die Erfahrungen der E.s sind kein Einzelfall – überall in der Republik gibt es noch Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeiter, Richter und Richterinnen, die sich von Vorurteilen, Traditionen und dem Mythos leiten lassen, eine Familie müsse immer aus dem Dreigestirn Vater-Mutter-Kind bestehen. Es gibt Angestellte bei Vermittlungsdiensten, die Lesben und Schwule als Pflegeeltern „zweiter Wahl“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

betrachten; es gibt ein Steuerrecht, das lesbische und schwule Eltern besonders belastet. Und es gibt das ärztliche Berufsrecht, das es Gynäkologen in Deutschland immer noch verbietet, Lesben und allein stehenden Frauen bei der Befruchtung mit Spendersamen zu helfen. Viele Wissenschaftler sind überzeugt, dass es rechtliche und gesellschaftliche Diskriminierungen wie diese sind, die Kinder von homosexuellen Eltern in ihrer Entwicklung negativ beeinflussen können.

Und sie sind überzeugt, dass es die heilige Norm „Heterosexualität“ ist, die den Blick auf die Potenziale dieser Familienform verstellt – wie etwa die egalitäre Rollenverteilung. Wenn es an den Familien von Lesben und Schwulen etwas zu kritisieren gibt, dann ist es der Umstand, dass sie – rechtlich gesehen – noch immer Familien „zweiter Klasse“ sind. Eine vom Bundesjustizministerium in Auftrag gegebene Studie am Staatsinstitut für Familienforschung in Bamberg könnte dazu beitragen, die Situation zu verändern, falls sie – wie zu erwarten – in einigen Wochen wieder einmal die Eignung von lesbischen und schwulen Eltern und die gute Entwicklung ihrer Kinder belegt. Mit den aktuellen deutschen Daten und Zahlen könnte in Zukunft argumentiert werden, wenn das Steuerrecht und die gemeinsame Adoption auf die politische Tagesordnung gelangen sollten. Die wirklichen Experten, die Kinder mit ihren schwulen und lesbischen Eltern, würden wohl sagen: „Das ist seit langem überfällig.“